

## Die Londoner Straßen zur Wahlzeit.

Man wird niemals den Unterschied zwischen politischem Treiben in England und dem in Deutschland so gut feststellen können wie zur Wahlzeit, schreibt der Korrespondent einer reichsdeutschen Zeitung. Die Aufregung, die ja regelmäßig in deutschen Städten herrscht, die aber, besonders in der politischen Stadt Berlin, oft einer Explosion gleicht, auf die sehr häufig eine Art Erschlaffung folgt, entspricht auf der anderen Seite des Kanals ein ruhiges Interesse, aber von einer Intensität, daß es alle anderen Tages- und Ereignisfragen vollständig verdrängt, und daß man aus ihm eine tiefere verborgene politische Leidenschaft herauszufühlen meint. Die Zeitungen bringen in diesen Tagen überhaupt nichts anderes als Wahltreden, Wahlausichten und Karten der Wahlkreise, die Geschäftsleute arbeiten mit den Namen der Wahlkandidaten, die Tingeltangel enthalten nur Couplets, in denen die Minister und ihre Gegner prangen. Diese Stimmung schwächt sich selbst nicht ab, wenn, wie letzthin, zwei Parlamentswahlen in ein Jahr fallen. Das bedeutet ja nur, daß sich die Aussichten für jeden verdoppeln, und man verbeißt sich um so stärker. In den Straßen machen sich überall die Geschäftshäuser der Parteien bemerkbar mit großen weißen oder bunten Leinwandplakaten, den grellgemalten, mehr oder weniger wichtigen Aufrufen

in Schutz nehmen müsse; er redet dem jungen Manne zu, sich in seinen Ausdrücken ein bißchen zu nähern, aber in einem so höflichen Tone, als ob er ihm saßen wollte. Überlegen Sie sich die Sache, vielleicht haben Sie ein recht! Der junge Mann hört denn auch auf seinen Rath und entfernt sich mit seinen Begleitern, um das Treiben an einer andern Stelle fortzusetzen. Man hört auch das melodische Getöse eines Waldhorns, das die Regennacht durchdringt, die Töne sind aber klarer als die Gefühle, deren Echo sie sein sollen, denn der junge Mann, der es trägt, bläst unter schiedlos bei liberalen wie bei konservativen Kandidaten. Gest! le ton qui fait la politique! Inzwischen machen die Zeitungsjungen, die mit dem Rufe: „Zehn-Uhr-Ausgaben!“ die Mengen durchheilen, gute Geschäfte. Zu gleicher Zeit ist in den zahllosen Varietés Londons als letzte Nummer des mit großer Spannung erwarteten Biographen auf der weißen Fläche das heutige Wahlergebnis aufgetaucht. Die Zeitungen überbieten sich jetzt in Lieberlichkeiten, Zukunfts-Prophetieungen und Wahlüberflüssen aus alter Zeit, von 1832 an gerechnet. Große Geldsummen sind schon von einzelnen Blättern dem Geboten, der das Wahlergebnis am besten errathen kann, und für den Weisheit gibt es ja keine bessere Zeit als die Wahlen. Bei der ganzen Sache müssen sich indessen die künftigen Leiter des Volkes, die Kandidaten, am meisten anstrengen. Physische Anstrengungen und die Fähigkeit, dem Bedarfsplan gewachsen zu

## Maoira-Spizen und Cholera.

Von Dr. med. Ludwig Bitter.

Am 28. November 1910 stellte ein aus Lissabon herbeigerufener Arzt in Funchal Cholera asiatica fest. Die Seuche wurde vermutlich Anfang November durch russische Auswanderer eingeschleppt. An fast allen Orten der Insel tritt die Epidemie auf. Mehrere tausend Erkrankungen sind bereits vorgekommen. Die Lebensverhältnisse der Bevölkerung sind für die Ausbreitung der Krankheit leider sehr günstig, und es besteht wohl wenig Hoffnung, ihrer in kürzester Zeit Herr zu werden, zumal während der augenblicklich herrschenden Regenzeit. Die Einwohner der Dörfer leben in zum Theil recht ärmlichen Häusern oder Hütten, deren Bausteine oft nur einfach ohne Verwendung einer Bindesubstanz aufgeschichtet, und die in primitivster Weise mit Stroh gedeckt sind, eng beieinander (Fig. 1). Eltern, Kinder und Kindestinder wohnen oft gemeinsam in einer Hütte, deren ganze Einrichtung im allgemeinen nur aus einem Tisch, einigen Betten, einer Feuerstätte und manchmal einer Kommode besteht.

Zur Beschaffung des Trinkwassers werden von der ärmeren Bevölkerung die zahlreichen Brunnen und Pumpen verwendet, von denen aber jeder wegen ihrer mangelhaften Anlage und der dadurch bedingten Verunreinigungen weiß, daß sie kein einigermaßen einwandfreies Trinkwasser liefern. Das einzige auch nach der Ansicht der besser situierten Bewohner von Funchal zum Genuß geeignete Wasser liefern die Quellen, „Fontes“, von denen dasselbe öfter größere Strecken weit herbeigeschafft und in nicht gläsernen Thontöpfen aufbewahrt wird. In diesen Töpfen, die ich übrigens auch bei den Hühnern im Speisart oft gesehen habe, erfolgt durch die durch die Poren stattfindende erhebliche Verdunstung eine schnelle Abkühlung des Wassers. Im deutschen Hotel Quissana in Funchal wird stets nur filtriertes Trinkwasser verabfolgt.

Zur Bewässerung der Anpflanzungen dienen die Gebirgsbäche, die am Rande der theils gut gepflasterten, oft mit Wein überdeckten Bergstraßen in offenen Rinne entlang laufen und je nachdem bald diesem, bald jenem Grundstück im allgemeinen in 14-tägigen Abständen stundenweise zugeführt werden. Das überschüssige Wasser fließt in die Rinne zurück und verläuft schließlich in einem der ausgemauerten Flußläufe (Ribeira) zum Meer. In diesen Ribeiras wird fast die ganze Wälsche der Bevölkerung von Funchal gewaschen, ein Umstand, der neben der mangelhaften Trinkwassererzeugung für die Verbreitung der Seuche natürlich sehr günstig ist.

Ein Haupterwerbsgewerbe der Bewohner Maoiras ist die Anfertigung der bekannten Stidereien. Fast in jeder Hütte der Insel wird geflochten, besonders in den Regenmonaten November und Dezember, wenn Zuckerrohr, Bananen und Wein keine Arbeit erfordern. Die großen Firmen in Funchal unterhalten an zahlreichen Orten der ganzen Insel Agenturen, wo die Stidereien von den Stiderrinnen abgeliefert werden, und die Bezahlung dafür erfolgt. Der Verdienst einer Familie beläuft sich, wenn vier fleißig stidende Personen vorhanden, auf ca. 120 Mart im Monat. Die Reinlichkeit der Stiderrinnen, die allerdings in ihrer vorwiegend hellen Kleidung auf den ersten Blick einen ganz sauberen Eindruck machen (Fig. 2 und 4), läßt sehr viel zu wünschen übrig, so daß die deutschen Firmen ihre Arbeiterinnen daran gewöhnt haben, die Stidereien, an denen sie arbeiten, einzudünnen Geweben allein schon Keimfreiheit garantiert. Die noch zwecknäher. Nur die Stelle, an der geflochten wird, wird aufgetrennt, um nachher gleich wieder geschlossen zu werden. Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß durch die aus allen Theilen der Insel aus den ärmlichen und unsaubersten Hütten zusammengetragenen Stidereien die Cholera auf der Insel selbst immer wieder verbreitet, aber auch vielleicht beim Export in's Ausland verschleppt werden kann.

Es verlohnt sich wohl, die Maßnahmen kurz zu betrachten, die eine große deutsche Stiderei-Exportfirma in Funchal, die ca. 5000 Stiderrinnen beschäftigt, getroffen hat, um diesen Gefahren zu begegnen.

Nach Ablieferung der Stidereien werden dieselben in einem 75 Cbm. großen Raume durch einen mit der Ausführung von Desinfektionen vertrauten konstruirten Holzrahmen und auf gespannte Wäscheleinen aufgehängt. Die Desinfektion erfolgt nach gründlicher Abdichtung des Raumes mit Formaldehyddämpfen, die nach der Kaliumpermanganat- Methode von Evans und Kuffel entwidelt werden (1½ Kg. Kaliumpermanganat, 1½ Liter Wasser, 1½ Liter Formalin). Nach fünfstündiger Einwirkungsdauer werden von

außen Ammoniakdämpfe nach der Breslauer Methode eingeleitet, und nach einhalbstündiger Einwirkung dieser die Stidereien, falls sie sauber sind, nur gelüftet, sonst gewaschen und gebügelt, wozu letzteres bei den mäßigere Desinfektion mit strömendem Dampf war auf der Insel wegen Mangel an dazu nötigen Apparaten nicht durchführbar. Circa 1500 Stidereien täglich sterilisiert werden. Da sämtliche Dampfleitungen den Frachtverkehr mit Madeira abgebrochen haben, müssen die Waaren ausgebreiteten Stidereien geschickt in Holz lagern. Diese Lagerung der ausgebreiteten Stidereien geschieht in möglichst trockenen, luftigen Räumen unter öfterer Benutzung von darin aufgestellten Kohlenöfen. Durch die auf diese Weise trocken gehaltenen sauberen Stidereien ist, selbst wenn sie nach der beschriebenen Formaldehyd-Desinfektion ohne großer Befudelung werden die Hände eines choleraerkranken oder choleraerkrankenden Angestellten passirt hätten, was nie auszusprechen ist, eine Infektion nicht zu befürchten, da die Choleraerregung im allgemeinen die Austrocknung nicht lange überdauern. Wäre die Unterbrechung des Frachtverkehrs nicht erfolgt, so war eine nochmalige Desinfektion der Stidereien in Deutschland geplant.

Die für die Angestellten der Firma sonst noch in Anwendung gebrachten weitgehenden hygienischen Maßnahmen zur Verhütung einer Infektion haben den Erfolg gehabt, daß keiner von den ausländischen Angestellten bis jetzt erkrankt ist. Alle diese Maßnahmen sind vollkommen freiwillig, es ist aber anzunehmen, daß auch die übrigen Stidereien auf Madeira ähnliche Schutzmaßregeln getroffen haben oder treffen werden, wie auch schon größere Summen zur Unterhaltung der erkrankten Stiderrinnen und deren Angehörigen von ihnen aufgebracht sind.

## Humperdink's „Königsfinder“

Ueber die Erstaufführung im königlichen Opernhaus in Berlin schreibt Siegmund Pörsing:

Ich habe es schon vor der Aufführung an dieser Stelle unternommen, die Handlung der dreitägigen Märchenoper „Königsfinder“ von Engelbert Humperdink zu skizzieren. Unterdeß ist die Premiere des Wertes im königlichen Opernhause vor sich gegangen. Wie gleich vorweg bemerkt werden soll, mit starkem äußeren Erfolg. Zunächst Ernst Rosmers Text. Das Buch ist ein echtes Literaturmärchen, d. h. es erzählt die rührende Geschichte des ungleichen Paares nicht naiv darauf los, sondern läßt als Oberlinie eine bald beherrschende, bald philosophisch-spekulative Tendenz mitschlingen. Nicht genug daran, werden die Beziehungen der beiden Naturfinder auch noch in die Sphäre der modernen Reizbarkeit gerückt, ihrer „Mission“ wird eine mystische Erklärung zugefügt. Worin diese Mission besteht, bleibt ewig unklar, obwohl sie eine unerklärliche lyrische und etwas transigant „Spielmann“, sozusagen der Räsonneur des Buches, gern mundgerecht machen möchte. Dieser reflektierende Baritonist gibt Kälte in

die Dichtung ab und wirkt daher, genau besehen, antimusikalisch. Doch sind auch die Liebesbeziehungen zwischen Königsfinden und Gänsemagd von rein rhetorischen und darum ernüchternden Details nicht frei. Ungerecht wäre es, eine ganze Reihe von dichteriichen Schönheiten zu verkennen, die Ernst Rosmer vor uns ausbreitet. Dessenungeachtet verbleibt dem Buche ein empfindlicher Mangel an dramatischen Spannungen. Man kann nie und nirgends begierig sein, wie denn die Dinge jetzt kommen werden. Man weiß das alles haarsträubend voraus. Dem Gespinnst des Librettos fehlt der dramatische Einschlagsfaden, und weil Humperdink selbst kein Dramatiker, sondern nur ein — überaus feiner — Lyriker ist, so mußte dem Werte echte Bühnenwirksamkeit leider verweigert bleiben. Kein Humperdink ist kein Dramatiker! Zwar hat er sich mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit die gefammte Technik der sogenannten „dramatischen Polypophonie“ zu eigen gemacht, wie sie Richard Wagner am erfolgreichsten anwendet. Die thematisch-motivische Arbeit ist schlechthin vollendet. Auf jeder Seite der Partitur, besonders schön in der stimmungsvollen Einleitung zum dritten Akt, finden sich Belege, daß Humperdink die Kunst völlig beherrscht, seine Leitmotive melodisch zu biegen, harmonisch umzufärbeln, gegen einander zu führen, sie instrumental mit Abwechslung zu beleben. Das Geschehe der Stimmen bleibt immer durchsichtig und verständlich, bei aller symphonischen Selbstständigkeit, den Gesang nirgends in das Reflektierende einer überlebenden Polypophonie. Humperdink's Harmonik ist voll intimer Reize, seine Instrumentation auf der Höhe der modernen Bereicherungen, nur leider nicht immer opernmäßig und schlagkräftig genug, sondern häufig kammermusikalisch anmutend. Tied, der große Farbenhörer, hätte so manche Seite der Partitur „himmelblau“ genannt. Humperdink folgt nur seiner innersten Natur, wenn er dem lyrischen lieblichen Element auch in den „Königsfindern“ den breitesten Raum gewährt. Er sucht auch dort arische Wirkungen auf, wo sie, wie etwa in der Partie der Hefe, zu Gunsten des Charakteristischen zurücktreten mußten. Es ist schon viel gestritten worden, ob Humperdink ein origineller Melodist sei. Ich halte ihn für einen feinen Melodiker. Seine Melodien tragen nicht die Kennzeichen einer spontan schaffenden Phantasie. Sie sind auf dem Wege eines sehr fein abwägenden Kunstverständnisses kombinatorisch entstanden. Noch sei der oft bewährte Sinn Humperdink's für schlicht volkstümliche auch beth-lomische Wirkungen erwähnt. Die Hauptfiguren, in der Welle lyrisch gefärbt wie sie sind, tragen keinerlei persönliche musikalische Gebräuge und entbehren ganz und gar des dramatischen Nerven.

## Der kleine Schlaukopf.

Hänschen ist daran gewöhnt, daß ihm Bekannte Grüße an seine Großmama auftragen. Sein spezieller Freund ist der Milchmann. So sagt er, als dieser sich verabschiedet: „Adieu! grüß Deine Omama!“

## Ein Krokodilreiß.

Der Eingeborene eines Bildes betrachtet mit offensichtlicher Freude den Hund, den er gemacht. Er hat das Nest eines Krokodils aufgescharrt und das Schod Ring, das sich etwa darin vorfand, rings um den Rand

der Höhlung auf den warmen Sand gelegt. Wer weiß — vielleicht schlirft der brave Schwarze diese hartkäligen, den Größe unserer Gänseier erreichenden Krokodilreißer mit dem gleichen Genuß, den unsere Feinschmecker beim Kriebelzug zu haben vorgeben.



Ein ausgenommenes Krokodilreißer.

## Das Modernisieren.

In einem Haushalt läßt sich jedes Stück wieder verwenden. Die Kunst der Hausfrau ist es aber, den richtigen Moment zu erfassen. Will man ein schon gebrauchtes Kleidungsstück modernisieren oder dazu mitverwenden, so muß man zunächst die Mode gut kennen. Man kann sich dann nämlich nicht an ein oder eine beschränkte Zahl von Vorbildern halten, sondern muß auf dem weiten Felde der Mode recht viele Möglichkeiten ins Auge fassen, die für den vorhandenen Stoff und den Zweck in Frage kommen könnten. Man wird auch kaum jemals aus der beträchtlichen Anzahl eine einzige Form wählen können, sondern man wird sich eine neue Form zusammenstellen, die dennoch einheitlich und ungeschickt wirken muß.

Die die Mode manchmal sehr schnell ganz bedeutenden Veränderungen unterliegt, ist es erklärlich, daß noch gut erhaltene und im Gebrauch stehende Sachen plötzlich unmodern werden, und alte, fast vergessene Kleidungsstücke dem neuen Modenbilde plötzlich wieder ähnlich sehen und leicht zu et was ganz Modernem umgearbeitet werden können. Das ganze Geheimnis der Kunst besteht also eigentlich nur darin, daß man den Vorrath der vorhandenen vorjährigen oder von noch länger datirenden Sachen zur Hand nimmt, jedes Stück nach allen Seiten gut betrachtet und überlegt, wozu es noch gut ist, und was man am besten daraus machen kann. Aus dieser Prüfung wird sich dann ergeben, daß mancher Gegenstand wieder an den Aufbewahrungsort für spätere Zeiten zurückwandert. Manchmal kommt aber dann einem recht verjährten Gegenstand der Gedanke, an welchem er wieder zum nützlichen Dienst herangezogen wird.

Vor der Verarbeitung wird jeder Gegenstand gut getrennt, von allen Fäden, Fleden oder Schäden befreit und sauber aufgefädelt. Dann werden die erhaltenen alten Stücke wie neuer Stoff behandelt. Man legt die Theile des Schnittmusters auf die vorhandenen Stücke auf und schneidet wie neu zu.

## Prompte Auskunft.

„Warum weinst du denn, Kleiner?“  
„Hu! hu! hu!“ — Der Rarl hat mit meine Butterstulle in den Kanal geworfen!“  
„Mit Absicht?“  
„Ne, mit Käse.“

## Katze Schwöre.

Mann: „Hör einmal, jzt wird's mit hoch bald zu bunt, da find ich schon wieder ein Haar in der Suppe!“  
Frau: „Ehe wir getrahet haben, hast Du gesagt, Du könntest mich freffen vor Liebe, und jetzt fängt Du wegen eines einzigen Haars schon einen Krastel an.“

## Gedächtnis.

Die kleine Ella hat seit wenigen Wochen eine neue Lehrerin. Zu Hause wird sie gefragt, wie ihr diese gefällt, und sie antwortet freudbestrahlt: „Ach, Fräulein ist so fein. Sie braucht immer so hochgebildete Worte. Heute sagte sie zu uns: Ich bin hier wirklich wie unter Idioten.“

## Unüberlegt.

Serenissimus: Was kann denn eigentlich so ein Automobil leisten?  
Adjutant: Bis neunzig Kilometer in der Stunde.  
Serenissimus: Ach, gehen Sie doch, eine Stunde hat ja gar keine neunzig Kilometer.



Schusterjunge (einen Brief schreibend): „Nicht wahr, Meister, Lehrjahre schreibt man mit 'e'?“  
„Du denkst wohl dabei an deinen Schädel?“  
„Ne, an meinen Nagen!“



„Sie trauern noch um Ihren verstorbenen Mann und doch wollen Sie einen Wastenball mitmachen?“  
„Ja, gebe einfach als schwarzen Domino.“



## Gedämpfte Begeisterung.

wider den Gegner und dem Nachweis, daß von dem hier vertretenen Kandidaten allein das irdische Paradies zu erwarten sei. Und die Zahlen, die man auf diesen Aufrufen sieht! Die Wähler der Statistik würden sich im Grabe umdrehen, wenn sie sehen könnten, wozu sich ihre Tochter in diesen Tagen hergeben muß. Diese Bureau sind gewöhnlich den ganzen Tag das Ziel der Neugierde der Straßenjugend, die ihr politisches Interesse durch geräuschvolles Vertreiben von Wahlzetteln und geistreiche Bemerkungen über eintrittende Wähler betätigt. Früh läßt sich, wer ein Meister werden will. In dem Vorhaben, durch die Fenster zu klettern, und die wichtigen politischen Beratungen da drinnen durch ihre minderjährige Gegenwart zu verschönern, werden sie jedesmal durch einen ernst blickenden Mann gehindert, der sie wortlos hinauswirft, und dabei eine Miene annimmt, als sei die Verfassung Großbritanniens selbst in Gefahr. Inzwischen werden von kräftigen Händen über den Firsten von Hotels, Zeitungsbureaus und andern Großstadtpalästen die Leinwandplakate aufgerichtet, auf denen Abends der Scheinwerfer die Wahlergebnisse verkündigen soll. Diese feurigen Jungen, die der erregten Großstadt predigen, sind das Ziel der nächtlichen Promenaden vieler Tausende. Sie sind nicht nur weithin sichtbar über den öffentlichen Plätzen angebracht, sondern auch in den Untergrundbahnstationen, in den Musikhallen und Theatern. Ungefähr in derselben Minute, nachdem der Telegraph gesprochen hat, fangen sie alle an zu reden, und der Menge sind die paar Zeilen auf den Leinwandschirmen weit wichtiger als das Theater und alle sonstigen Herrlichkeiten. Am Samstag Abend, dem ersten Wahltage für London, fand eine Menge, die gewiß ein paar Tausend zählte, an dem Trafalgar-Platz, um über dem großen Hotel, wo der Scheinwerfer auf einem Schirm arbeitete, die ersten Ergebnisse aufzulesen zu sehen, die gar nicht einmal sehr wichtig waren, aber symptomatisch sein konnten. Es regnete in Strömen, und der weite Platz war bald ein Meer von schwarzen Regenschirmen, aber alle, Herren im Cylinder, Damen in feinen Kleidern, warteten geduldig, bis die ersten Zahlen aufgetaucht. Eine Gruppe jüngerer Leute, offenbar mehr der Samtag- Nachmittags- Stimmung nachgebend als aus besonderem politischem Eifer, begrüßte den Namen eines der Minister, sobald er auf dem Schirm auftauchte mit dem Schmeichelworte „bloody liar“ (nichswürdiger Lügner); sein Begleiter rufte mit Stentorkimme dazwischen: „45,000 Dollars“, womit er die Summe ausdrücken will, um welche seiner Meinung nach die Rechte des britischen Volkes von den irischen Nationalisten verkauft worden seien. Ein nahe stehender Schutzmann kommt auf die Idee, daß er eigentlich den Minister

sein, sind erste Erfordernisse bei englischen Parlamentswahlen, denen niemand, selbst der höchste Aristokrat, selbst zarte Frauen sich nicht entziehen können, und auch gar nicht entziehen wollen. Sich selbst zu regieren, selbst auch für die Wähler mehr Anstrengungen, als die Dilettanten auf diesem Gebiet gewöhnlich meinen.

## Was der Paie vom Fieber wissen muß.

Ueber die Höhe der Temperatur des Menschen sollte die Hausfrau Bescheid wissen; sie bekommt ja stets die Krankheit der Familien- Mitglieder vor dem Arzte zu sehen, und in ihren Händen liegt die Pflicht, rechtzeitig sachgemäße Hilfe herbeizuholen.

Die normale Körper-Temperatur des Menschen schwankt zwischen 33° und 37°, oder, bei der genaueren Messung im Mastdarm, zwischen 36,5° und 37,5°. Bei Gesunden von Fiebernden ist ein abendliches Ansteigen der Temperatur um ½ bis 1 Grad die Regel. Zu niedrige Temperatur wird selten beobachtet; zu hohe Temperatur ist jedermann als das auffällige Symptom der Erscheinungen bekannt, die wir unter dem Namen Fieber zusammenfassen. Temperaturen unter 38,5° etwa bezeichnet man als geringes Fieber, von da bis 40° als hohes Fieber. Eine auch ganz geringe Erhöhung über die normale Temperatur meldet mit Sicherheit eine Störung der Gesundheit, wäre es auch nur ein harmloser Schnupfen. Erstere, plötzliche Erkrankungen sehen meistens mit höherem Fieber ein, meistens, aber durchaus nicht immer. Dafür zeigen schwere Erkrankungen ohne Fieber sonstige beunruhigende Anzeichen, so der Unterleibstypus, der in den ersten Tagen nur geringes, in späteren Tagen immer höher ansteigendes Fieber zeigt. Andererseits kann eine ungefährliche Halsentzündung sehr hohes Fieber hervorrufen, das in ein bis zwei Tagen wieder schwindet, besonders bei Kindern, bei denen überhaupt das Fieber leicht hoch ansteigt, ohne darum bedenklicher zu sein. Ist somit im Beginn einer Erkrankung die Höhe des Fiebers nicht in jedem Falle beunruhigend, so zeigt starkes Ansteigen des Fiebers während einer fieberhaften Erkrankung fast mit Sicherheit eine Verschlimmerung des Zustandes oder das Hinzukommen einer neuen Komplikation.

Dr. Frank.

Die junge Mutter.  
„Du scheinst eine sehr zärtliche Mutter zu sein, liebe Rosa! Immer trüß Du Dein Kindchen auf dem Arm!“  
„Ach, liebe Marie, es sieht mir ja auch so gut!“